GENDER
OPEN
REPOSITORIUM

Mit Hannah Arendt gegen Marx? : Anmerkungen zum Soziologentag in Bamberg im Oktober 1982

Ostner, Ilona

1983

https://doi.org/10.25595/665

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Ostner, Ilona: *Mit Hannah Arendt gegen Marx? : Anmerkungen zum Soziologentag in Bamberg im Oktober 1982*, in: Feministische Studien : Zeitschrift für interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung, Jg. 2 (1983) Nr: 1, 163-166. DOI: https://doi.org/10.25595/665.

Diese Publikation wird zur Verfügung gestellt in Kooperation mit dem Walter de Gruyter Verlag.

Erstmalig hier erschienen / Initial publication here: https://doi.org/10.1515/fs-1983-0116

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

Wie gehe ich dann mit Zeit um, wenn ich nicht mehr damit rechne, irgendwann Beamtin auf Lebenszeit zu werden, und dennoch, ja dann erst recht, eine kreative, feministisch inspirierte Wissenschaft machen will? Ich muß gestehen, ich rechne mir aus, was ich in der Woche, die die Tagung beansprucht, verdienen könnte, indem ich ein Blockseminar halte oder einen Aufsatz schreibe. „Typisch amerikanisch" – Time is money! In die Niederungen einer solch geistlosen amerikanischen Kaufmannsgesinnung wollen wir Deutschen nicht hinab! Nun ja – dafür hält frau die moralische Erpressung hoch, die ist ja wenigstens urdeutsch, und klassisch weiblich noch dazu. Und sie erlaubt die bequeme Verdrängung der Frage, wie andere langfristig überleben können. Unter dem Kennzeichen „Frauensolidarität" wird zur fiktiven Freundschaft verpflichtet: die Frau, die als Feministin gelten will, soll jede Frau als ihre persönliche Freundin behandeln, mit der sie das, was sie hat, freigiebig teilt. Eine Frau, die zwei Jahre lang historische Quellen und Interviews für ihre Dissertation gesammelt hatte, bekam einen Lehrauftrag. Ich traf sie, erschüttert, am ersten Abend in der Kneipe. „Die wollen mein Material haben!" sagte sie. „Alles, was ich in zwei Jahren zusammengetragen habe, wollen die einfach haben." Und welche der Frauen dachte daran, daß sie, die da teilen sollte, sich durch Bafög zwei Jahre lang verschuldet hat, um das Material sammeln zu können? Welche dieser Frauen, die Fotokopien des Materials haben möchte, plant, ihr bei der Abzahlung der Schulden zu helfen? Wenn sie aber das Material nicht rausrückt, ist sie eine Karrierefrau. Diese Erpressungen finde ich tödlich.

Wenn ich sehe, was Frauen für den Eintritt zu einer Frauenfête oder einem Frauenrockkonzert ausgeben, was sie für eine Stunde Atemtherapie hinblättern, um atmen zu lernen, oder umgekehrt natürlich für Zigaretten ausgeben, um das Atmen zu verlernen; was für Schallplatten ausgegeben wird – dann wundere ich mich zunehmend, daß es nicht möglich sein soll, Frauen für wissenschaftliche und theoretische Arbeit zu bezahlen.

Der Blick der Frauen in die Wissenschaft ist ein Blick von unten, von außen, von anderen Orten her – und gleichzeitig, wenn es ein sehender, Wege suchender Blick sein soll, von jahrelang in der Wissenschaft erworbenen Fähigkeiten, vom handwerklichen Können getragen. Diese „schizophrene" Wissenschaft wächst nur durch Zeit und Arbeit, viel Zeit. Verbeamtung wird nie der Garant ihrer Freiheit sein. Das ist eine Aussage, die nicht nur für uns, die beruflich (immer wieder, permanent) am Scheideweg stehen, Bedeutung hat. Sie hat auch Bedeutung für all die Frauen, die an theoretischen und empirischen Ergebnissen feministischer Wissenschaftlerinnen brennend interessiert sind – und die sich bisher so verhalten, als seien diese Wissenschaftlerinnen ihrem Wesen nach Beamtinnen. Was gäbe es für Umgangsmöglichkeiten, wenn wir damit ernstmachen würden, daß Frauen hier und jetzt und von ihrer Arbeit leben müssen; – und daß wir Frauen es sind – und nicht der Staat – die an Wissenschaft von und für Frauen Interesse haben?

Carol Hagemann-White

Mit Hannah Arendt gegen Marx?

Anmerkungen zum Soziologentag in Bamberg im Oktober 1982

Ralf Dahrendorf hatte das Thema des Soziologentages „Krise der Arbeitsgesellschaft?" wohl zuerst entdeckt – bei Hannah Arendt. Der Arbeitsgesellschaft, prognostizierte diese in kritischer Absicht, ginge bald das einzige aus, auf das sie sich verstünde: die Arbeit. Dabei, schreibt Hannah Arendt, kennt diese Gesellschaft kaum noch vom Hörensagen die höheren und sinnvolleren Tätigkeiten, um deretwillen eine Befreiung von Arbeit sich lohnen würde. Fürs Nichtstun fehle uns heute die Kultur, meinte neulich ein Freund von mir. Fernsehen, Illustrierte, mal essen gehen . . . Ich tue mich schwer mit vergangenen Kulturen des Müßiggangs. Selbst der frühromantische Protest, der das Leben zur Kunst erheben wollte und den Müßiggang lobte, spielte sich immer noch auf dem Rücken der Dienstboten ab. Ob die Verkabelung eine Kultur der Nicht-Arbeit vorbereitet? Aber um Müßiggang und Leben als Kunst ging es gar nicht bei diesem Soziologentag. Ralf Dahrendorf durfte einleiten und stieß in einem großen Bogen – mit Hannah Arendt bzw. richtiger: mit Versatzstücken aus der „Vita activa"

gegen einen verkürzt verhandelten frühen Marx – schließlich vor zu seiner Idee einer Kultur der Nicht-Arbeit: mehr Besinnung auf Tätigkeit, nicht auf Arbeit, denn schließlich sei Arbeit entfremdetes Tun – hier meinte er ohne Rekurs auf gesellschaftliche Verhältnisse Marx zitieren zu können. Der Soziologe Dahrendorf ersparte sich die soziologische Argumentation und wurde so zum Mythenproduzenten. Vielleicht wäre das überhaupt ein angemessener Titel für den vergangenen Soziologentag gewesen: Innovation der Soziologie durch Mythenproduktion. Der Mythos erklärt nicht, er stellt fest, fixiert: Arbeit ist entfremdet, entfremdetes Tun. Dem Objekt, von dem er spricht, wird Geschichte entzogen, schreibt Roland Barthes. Nicht die Entfremdung, nicht die mögliche Krise, welche Gestalt sie auch immer annehmen mag, wird geleugnet, – nein, die Funktion des Mythos besteht im Gegenteil darin, von Entfremdung und Krise zu sprechen, sie zu „besprechen". Aber im Mythos wird beides – Entfremdung und Krise in unserem Beispiel – in Natur und Ewigkeit gegründet, wie Barthes schreibt.

„Indem er von Geschichte zur Natur übergeht, bewerkstelligt der Mythos eine Einsparung. Er schafft die Komplexität der menschlichen Handlungen ab und leiht ihnen die Einfachheit der Essenzen, er unterdrückt jede Dialektik, jedes Vordringen über das unmittelbar Sichtbare hinaus, er organisiert eine Welt ohne Widersprüche, weil ohne Tiefe, eine in der Evidenz ausgebreitete Welt, er begründet eine glückliche Klarheit. Die Dinge machen den Eindruck, als bedeuten sie von ganz allein."

Von der zur Natur verkehrten Geschichte zur Entdeckung von Naturgesetzmäßigkeiten so menschlich-geschichtlich hervorgebrachter Ereignisse wie Krieg, Erwerbslosigkeit, Ressourcenerschöpfung der letzten Jahrhunderte ist es dann nur noch ein kleiner Schritt. Man spricht von Entwicklungsdilemmas in einem scheinbar naturwüchsigen Prozeß; von Zyklen, Wellen, Tälern, von Sättigung und Durchbrüchen. Das Denken in Zyklen hat die Soziologie ergriffen, während wir im Alltag besorgt auf die Bäume schauen, ob dem Winter noch der Frühling, der Sommer folgen werden. Gleich vier Beispiele der Aneignung des Bildes natürlicher Zyklen durch soziologische Theoriebildung wußte Wolfgang Zapf in seinem Referat anzubieten, – hier sei nur eines erwähnt: die Theorie der langen Wellen. Sie

„bezieht sich auf die von dem Russen Kondratieff erstmals beschriebenen, etwa 50 Jahre umfassenden sozioökonomischen Rhythmen, die mit dem Durchbruch, Aufstieg und der Sättigung großer neuer Industrien und mit den Preisen für Rohstoffe und Nahrungsmittel zusammenhängen. In der Interpretation von Walt Rostow gehen wir jetzt in den fünften Kondratieff-Zyklus, nach vier vollen Zyklen seit der Industriellen Revolution, von ca. 1790–1840, 1840–1890, 1890–1935, 1935–1970, die grob übereinstimmen mit der führenden Rolle der Textilindustrie, des Eisenbahnbaus, der Elektro- und Chemieindustrie und der Automobilindustrie."

Keine Sorge also, „die Gegenwart ist die Turbulenz am Anfang eines neuen Zyklus (eines Kondratieff-Aufschwungs), in der die Gesellschaften nach neuen produktiven Wegen suchen". Kriege sind in diesem Zusammenhang nichts anderes als eine Form der Vernichtung alter Angebotsbedingungen. Jedenfalls überleben die Zyklen die Kriege – und wir? Wie meint ein Graffito: Es gibt viel zu tun, warten wir's ab. Der Mythos besingt die Dinge, er bewegt sie nicht. Soweit der kleine Exkurs zur soziologischen Mythenproduktion, in die dieser Soziologentag so exzellent eingeführt hat.

Noch einmal zurück zu Dahrendorfs anvisierter Kultur der Nicht-Arbeit. Überzieht man einmal sein Argument, dann ist Arbeit heute, was sie ist, entfremdet, weil der menschlichen Tätigkeit die frei-willige Aufmerksamkeit ohne Klage fehlt. Denn „in Wahrheit gibt es nichts Schöneres als die Selbstausbeutung, nämlich die Verwendung der eigenen Kräfte zu selbstgewählten Zwecken, wenn es sein muß, bis zur Erschöpfung", formulierte Dahrendorf bedauernd gegen die Klage mancher Alternativen über Selbstausbeutung in einem System, das zu benennen er sich scheut, wie einst unser Kaiser seine Unterhosen. Als ob der Kapitalismus je angetreten wäre zum herrschaftsfreien Diskurs aller über die rücksichtsvolle Verwendung der eigenen Kräfte in Kooperation mit anderen zu selbstgewählten Zwecken oder auch nur über die rechte, gerechte Mischung von heteronomem, fremdbestimmtem und autonomem, selbstbestimmtem Handeln. Kant, dessen Unterscheidung Dahrendorf hier zitiert, hat jedenfalls vom Räsonnement all die ausgeschlossen, die nichts besaßen als ihre bloße „nackte" Arbeitsfähigkeit. Und dieser Ausschluß dauerte – schließt man die Frauen ein – bis in dieses Jahrhundert. Irgendwann vermochte ich dem Referat beim besten Willen nicht mehr zu folgen. Ich begann zu assoziieren: Weil manche – es handelt sich wohl ausschließlich um Lohnabhängige – sich „Tätigkeit" so leicht machen wollten durch soziale

Grundrechte, kollektives Arbeitsrecht, Versicherungsprinzip und schließlich (derart gestützt) durch überzogene Lohnforderungen, haben sie ihre Tätigkeit zur Arbeit entfremdet und darüberhinaus dafür gesorgt, daß der Arbeitsgesellschaft jetzt die – ja was denn? – die Arbeit?, die entfremdete Tätigkeit? ausgeht. Was soll der Arbeitsgesellschaft ausgehen? Die entfremdete Tätigkeit? Die Begründungen für diese etwas verwirrende Feststellung sind altbekannt, sprudeln sie uns doch täglich aus den Medien entgegen: Die Reallöhne sind zu hoch, die Arbeitslosigkeit beruht auf dem Preis der Arbeit. Neu ist bestenfalls die Verpackung – hier die Dahrendorfsche Version: Krise der Arbeitsgesellschaft und öffentliche Armut verdanken sich der Verallgemeinerung des privaten Reichtums. Zunächst dachte ich an die Villen im Tessin, – sind die jetzt allgemeiner geworden? Die Konsum- und Freizeitgüter, die den privaten Haushalt zum Dienstleistungshaushalt und die Frau in ein Dienstmädchen für alles verwandelt haben, können doch nicht gemeint sein? Es geht auch gar nicht um die Villen, nicht um die Leute, die Geld haben und mehr dazubekommen, sondern um die anderen, die einen Nachholbedarf durchsetzten. Wir sehen zugleich, daß es sich um männliche Arbeitende handelt, die Frauen – Hausfrauen, Lohnarbeiterinnen, Rentnerinnen – haben, wie uns Herr Dahrendorf vielleicht zugestehen wird, ihren Nachholbedarf noch gar nicht angemeldet. Machen sie deshalb Nicht-Arbeit, nicht-entfremdete Tätigkeit? Schwarzarbeit beginnt zu Hause, meint er. „Alle Hausfrauen arbeiten schwarz." Er mag die Hausarbeit dennoch nicht „Schwarztätigkeit" nennen, jenes in eine bessere Zukunft weisende Tun, das

„den unbändigen Wunsch von Menschen (dokumentiert), etwas Sinnvolles zu tun, gleichgültig darum, was Gewerkschaften, Handwerkskammern und Finanzbehörden dazu sagen."

Ist Hausarbeit als Schwarzarbeit also nicht freiwillig und nicht unentfremdet? Leider bleibt die Frage im Referat unbeantwortet. Die Richtung, die Dahrendorf anvisiert, ist klar: Entformalisierung der Arbeit, Stärkung informeller Aktivitäten, – Sinn statt Geld. Hier sind vor allem Frauen angesprochen, haben doch Untersuchungen herausgefunden, daß es ihnen weniger und nicht in erster Linie auf das Geld ankommt, sondern auf die sozialen Kontakte im Betrieb. Die können sie auch ehrenamtlich haben. Es wird Zeit, den Elfenbeinturm soziologischer Mythenproduktion zu verlassen. Welche Arbeit geht der Arbeitsgesellschaft aus? Geht uns Frauen die Arbeit aus?, haben die Frauenforscherinnen am Soziologentag gefragt. Nicht die Frauenarbeit geht aus; diese hat sich als außerhäusliche Erwerbsarbeit, erst recht als unbezahlte Hausarbeit meist unterhalb oder außerhalb jener Arbeitsform bewegt, die unter der Hand in der Rede von der Krise der Arbeitsgesellschaft gemeint zu sein scheint: beruflich verfaßte Arbeit, relativ gesicherte, tariflich geregelte Arbeit mit geringen Risiken. Diese Arbeit wird knapper. Ungeschützte Erwerbsformen dagegen werden sich ausdehnen, vielleicht auch – soweit Raum, Zeit, Wissen vorhanden – indirekte Erwerbsformen, Reste von Subsistenzproduktion, die jedoch immer alimentiert werden müssen durch Erwerbsarbeit. Frauenarbeit war immer schon Hausarbeit und oft „ungeschützte" Arbeit in rechtlich, materiell und sozial ausgehöhlten Verhältnissen, war immer in der Krise und ging doch nie aus. Dahrendorfs Vision einer Kultur der Nicht-Arbeit zeichnet sich für Frauen ab vor allem in zwei Formen der Verhäuslichung von Arbeit – und nicht der Befreiung von Arbeit zur Tätigkeit:

(1) von bezahlten, jetzt wenigstens ansatzweise beruflich und betrieblich verfaßten Tätigkeiten hinein in unbezahlte Hausarbeit; dies gilt insb. für sozialpflegerische Tätigkeiten des wohlfahrtstaatlich alimentierten Dienstleistungsbereichs, die jetzt aus der Hand der meist weiblichen Berufstätigen in die Hand der dann unbezahlten, wiederum meist weiblichen Hausarbeitenden verlagert würden; Erwerbsarbeit wird dadurch nicht obsolet;

(2) neue Formen der Heim(erwerbs)arbeit – jetzt bedingt durch technologische Veränderungen im tertiären Sektor der Verwaltungs-, Büro-, der Waren- und Geldverkehrsberufe. Bezahlt wird nach dem persönlichen Leistungsvermögen; keine Störung durch Kollegen; keine Kosten im Betrieb für Einrichtung und Unterhaltung eines Arbeitsplatzes; der Schreibkräftebedarf z.B. kann den betrieblichen Erfordernissen angepaßt werden, Leute in verschiedenen Ländern können rund um die Uhr für die Firma arbeiten; eine maximale Auslastung der Kapazitäten mit unvorstellbaren Produktivitätsgewinnen sind Zukunftsperspektiven einer Gesellschaft, der angeblich die Arbeit, die entfremdete Tätigkeit, ausgeht.

Was hat Hannah Arendt eigentlich gemeint als sie die Verallgemeinerung der Arbeit – nicht des Reichtums – kritisierte? Arbeit nannte sie die durch die Notdurft erzwungene, deshalb unfreie Tätigkeit, deren Kennzeichen ist,

„daß sie nichts objektiv Greifbares hinterläßt, daß das Resultat ihrer Mühe gleich wieder verzehrt wird und sie nur um ein Geringes überdauert."

Was sie allerdings schafft, ist einen Überschuß, die Freiheit, dieses notdürftige Leben menschlich zu transzendieren, zu gestalten. Die Antike nannte die Arbeit sklavisch, unmenschlich, weil durch die Notdurft erzwungen. Frei werden können die Menschen nur, folgerte man, indem sie andere unterwerfen und sie mit Gewalt zwingen, die Notdurft des Lebens für sie zu tragen. Freiheit von der Notwendigkeit des Lebensunterhalts sollte erst Menschsein verbürgen. Die Entwicklung der technischen Produktivkräfte schien die Herrschaft des Menschen über den Menschen hinfällig werden zu lassen. Aus unterschiedlichen Perspektiven haben Karl Marx und Hannah Arendt beschrieben, wie die Freiheit des Erwerbs nicht die Arbeit, nicht die Menschen mit und von ihr befreit, sondern diese jetzt allgemein zu „Knechten der Notwendigkeit" verkehrt hat. Das ist mit Verallgemeinerung der Arbeit gemeint; daß Arbeit knapp wird, heißt für mich dann nur, daß diese Verallgemeinerung nicht einmal eine weltweite Befreiung von Hunger und Elend gebracht hat.

Zum Nachlesen für Interessierte:

Arendt, Hannah, *Victa activa* oder Vom tätigen Leben, München 1981

Barthes, Roland, *Mythen des Alltags*, Frankfurt 1982[7]

Marx, Karl, *Texte zu Methode und Praxis II*, Pariser Manuskripte 1844, Reinbek 1968

Sektion Frauenforschung in den Sozialwissenschaften in der DGS, *Beiträge zur Frauenforschung am 21. Deutschen Soziologentag*, Bamberg 1982, München 1982

Ilona Ostner

Bericht
über die Teilnahme am Weltkongreß für Soziologie vom 16.–21. 8. 82 in Mexico City

Der folgende Bericht gibt meinen subjektiven Eindruck wieder, er beansprucht nicht, einen repräsentativen Überblick über den Kongreß zu geben.

I. Zusammenfassender Eindruck

Der Kongreß litt an einer Überfülle von Themenbereichen und Referaten, sowie an häufigen Parallelveranstaltungen zu ähnlichen Themen. Die Auswahl fiel daher sehr schwer und orientierte sich dann letztlich häufig an berühmten Namen – zum Lesen der Abstracts fehlte die Zeit.

Die Parallelveranstaltungen kamen dadurch zustande, daß die Research Committees z.T. sehr ähnliche Fragestellungen behandelten, obgleich sie dem Namen nach unterschiedlich sind. Ich hatte den Eindruck, daß dafür drei Gründe verantwortlich waren. Auf der einen Seite wird die Heterogenität der Themen durch klarere Linien der Darstellung und Analyse homogener. Von daher sind möglicherweise einige Research Committees (RCs) in ihrer Eigenständigkeit überholt. Ich denke hierbei z.B. an die Überschneidungen zwischen dem RC 18 (Political Sociology) und RC 19 (Poverty, Social Welfare and Social Policy). Offenbar ist es aber auch so, daß einige Themen eine Art Hochkonjunktur haben und von den verschiedensten RCs bearbeitet werden. Dies trifft vor allem für die *Frauenthematik* zu, aber auch für die Fragen des *Wohlfahrtsstaates*.

Der dritte Grund scheint mir in der Unfähigkeit mancher Soziologen zu liegen, sich auf unterschiedliche Methoden und Ansätze innerhalb eines RCs einzulassen. So gründen sich immer wieder neue RCs, die vom Thema her durchaus integrierbar wären, deren Vertreter aber eine Integration nicht (mehr) für möglich halten. Es ist nicht auszuschließen, daß auch persönliche Karrieremotive für die Gründung neuer RCs eine Rolle spielen.

Die Sitzungen fanden nach der Kongreßeröffnung im Palacio Bellas Artes an drei Orten statt, die Zeit zwischen den einzelnen Sitzungen war für einen Ortswechsel sehr knapp bemessen. Insgesamt war die Organisation des Kongresses zufriedenstellend, wenngleich ich von Kolleginnen erfuhr, daß die am Montag, 16. 8., Angekommenen alle Unterlagen erst am Mittwoch erhielten, da sie nachgedruckt werden mußten.

Bei der Kommunikation stand die englische Sprache im Vordergrund. Von den Franzosen berichtete man sich, daß diejenigen, die auf Kosten der Regierung gekommen seien, dafür die Garantie abgeben mußten, ihr Referat nur in Französisch zu halten. In den Sitzungen hielten sich auch viele Franzosen daran, trotz z.T. hervorragender Englischkenntnisse. – Die Lateinamerikaner hatten sich zusammengetan und forderten mündlich wie schriftlich spanische Übersetzungen. Es gab daher Sitzungen, in denen englische Texte in Spanisch und Französisch